Die Neugestaltung unserer kolonialen Aufgaben.

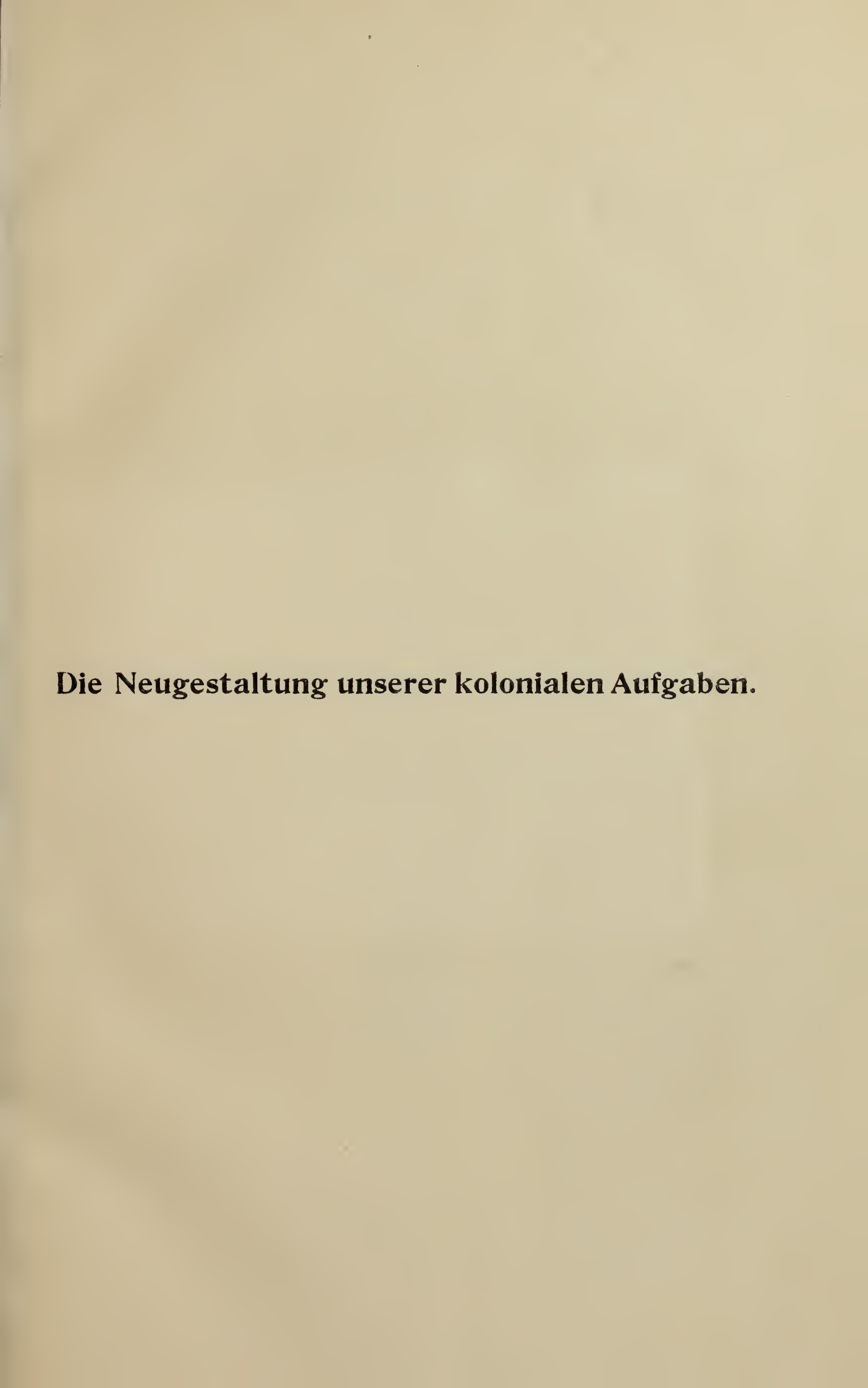
Festrede, gehalten bei der Akademischen Feier der Handelshochschule München anläßlich des 90. Geburtsfestes Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern am Dienstag den 7. März 1911

von

Dr. **M. J. Bonn,**
a.o. Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität München,
Direktor der Handelshochschule München.



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1911.



Die Neugestaltung unserer kolonialen Aufgaben.

Die Neugestaltung unserer kolonialen Aufgaben.

Festrede, gehalten bei der Akademischen Feier der Handelshochschule München anläßlich des 90. Geburtsfestes Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern am Dienstag den 7. März 1911

von

Dr. **M. J. Bonn,**
a.o. Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität München,
Direktor der Handelshochschule München.



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1911.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Königliche Hoheit! Eure Exzellenzen!
Hochansehnliche Versammlung!

Es ist eine besonders glückliche Fügung, daß die erste akademische Festfeier, die die Handelshochschule München begeht, dazu bestimmt ist, Seiner Königlichen Hoheit dem Regenten des Bayerlandes eine Huldigung zum 90. Geburtsfest darzubringen. Sie hat es ermöglicht, daß wir heute in unserer Mitte eine Anzahl hoher Gäste begrüßen dürfen, vor allem Seine Königliche Hoheit, Prinz Ludwig von Bayern, dem wir für sein Erscheinen ehrfurchtsvollst den schuldigen Dank sagen.

Unsere Huldigung ist, wie mich dünkt, kein willkürliches Glied in der langen Reihe der Huldigungen, die dem geliebten Fürsten in den nächsten Tagen dargebracht werden. Daß wir als Handelshochschule ihm huldigen können, ist nur dadurch möglich geworden, daß in den 25 Jahren seiner Regierung Handel und Gewerbe in Bayern so mächtig emporgeblüht sind, daß die künftigen Führer des Bayerischen Wirtschaftslebens einer Hochschulbildung bedürfen, die derjenigen der Leiter anderer Berufe zwar nicht gleichartig aber gleichwertig sein soll. So klingt gerade in unserer, der jüngsten Hochschule, Huldigung ein Ton besonderer Dankbarkeit durch. Denn während die anderen Hochschulen Bayerns unter der Herrschaft Seiner Königlichen Hoheit sich mächtig entwickelt haben und durch seine weise Förderung zu ungeahnter neuer Blüte gekommen sind, ist unsere Hochschule

die einzige, die in seiner Regierungszeit ins Leben getreten ist.

Kein menschlicher Wille hätte ausgereicht vor dieser Zeit eine Handelshochschule in München zu begründen; dazu war das wirtschaftliche Leben Deutschlands und besonders Bayerns nicht lebhaft und mächtig genug. Hierin haben die letzten 25 Jahre, die Zeit der Regierung unseres Regenten, eine gewaltige Umwälzung geschaffen, eine Umwälzung, die Deutschland aus einem auf die heimische Erde beschränkten Binnenlande zu einer in die Weltwirtschaft unauflöslich verflochtenen wirtschaftlichen Großmacht gemacht hat.

Ich darf vielleicht in kurzen Zügen auf eine Seite dieser Umwälzung hinweisen, auf der der Umschwung klarer zum Ausdruck gekommen ist, als anderswo, auf die Umwandlung unserer Vorstellung von den Zwecken unserer Kolonien, auf die Neugestaltung unserer kolonialen Aufgaben.

I.

Wenige Jahre, ja wenige Monate bevor Seine Königliche Hoheit die Bürde seines hohen Amtes übernahm, war Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte getreten. Es war die Zeit, da die deutsche Auswanderung eine nie gesehene Ausdehnung erreichte. In den 3 Jahren 1880—1883 haben 540 000 Menschen die heimatliche Scholle verlassen. Im Jahrfünft 1881—1885 hat der Strom der deutschen Auswanderung 875 000 Menschen mit sich geführt. Es war eine Bewegung, die seit einem halben Jahrhundert ununterbrochen vor sich gegangen war. Sie hat fremden Ländern eine Menge der vorzüglichsten Siedler zugeführt, der deutschen Heimat aber viele der tüchtigsten Kräfte entrissen. Jetzt, wo das Reich in neuer Macht erstarkt war, bestand die nicht unbegrün-

dete Hoffnung, diese Bevölkerung in überseeischen Neuländern unter der Reichsflagge anzusiedeln und für das Deutschtum zu erhalten. Von diesem und nur von diesem Standpunkt aus ist ursprünglich die deutsche Kolonialpolitik in weiteren Kreisen populär gewesen. Sie hat den Erfolg gehabt, daß von 1884/85 an dem Reiche ein Kolonialgebiet von über $2^1/_2$ Millionen Quadratkilometer gewonnen wurde, ein Gebiet fünfmal so groß als das Reich selbst.

Die Hoffnungen, die man vom Standpunkt der Siedlungspolitik aus auf diesen Landerwerb gesetzt hatte, haben sich im Laufe der letzten 25 Jahre als trügerisch erwiesen. Die deutschen Kolonien zählten im Jahre 1910 einschließlich Schutztruppe und Polizei nur 20 074 Weiße; von diesen waren 13 662 Männer, 3337 Frauen und 3075 Kinder beiderlei Geschlechts. Rechnet man von dieser Gesamtbevölkerung die Ausländer ab, so ergibt sich als Ergebnis einer 25jährigen Kolonialpolitik eine weiße Bevölkerung von 16 000 Deutschen. Dieses zahlenmäßig wenig befriedigende Ergebnis ist vielfach als bittere Enttäuschung empfunden worden. Man hat es gelegentlich als Scheitern der deutschen Kolonialpolitik, als Beweis der Nutzlosigkeit sie fortzusetzen, betrachtet.

Eine solche Auffassung ist nicht berechtigt. Das geringe Ergebnis einer Siedlungspolitik beweist nichts für den Unwert unserer Kolonien; es beweist höchstens, daß der Versuch, sie zu Siedlungskolonien zu machen, ein verfehlter gewesen ist, daß die Neugestaltung unserer kolonialen Aufgaben nach anderen Gesichtspunkten vor sich gehen muß.

Das heutige Deutsche Reich — und das ist die gewaltigste Errungenschaft der letzten 25 Jahre — bedarf heute keiner Gebiete, die eine überschüssige Bevölkerung aufzunehmen vermöchten; obgleich unsere Volkszahl

von 45 Millionen im Jahre 1882 auf fast 65 Millionen im Jahre 1910 gestiegen ist, ist eine Auswanderung kaum noch vorhanden. Während der jährliche Durchschnitt der Auswanderung in den Jahren 1881—1885 171 457 Personen betrug, ist er in den Jahren 1906 auf 1909 auf 26 893 gefallen. Es ist dies nicht auf eine Verlangsamung der Bevölkerungszunahme zurückzuführen; es ist vielmehr das Ergebnis eines wirtschaftlichen Umschwungs, der es der zuwachsenden deutschen Bevölkerung ermöglicht, in der Heimat ihr Auskommen zu finden.

Das mächtige Anwachsen von Industrie und Handel hält heute unsere Bevölkerung im Lande zurück. Während im Jahre 1882 die Zahl der in der Industrie im Hauptberufe erwerbstätigen Arbeiter 4,1 Millionen betragen hat, ist sie 1907 auf 8,6 Millionen angeschwollen. Die Ziffer der im Handel erwerbstätigen Arbeiter ist von 700 000 gar auf 1 900 000 gestiegen. Diese Verdopplung, ja Verdreifachung macht ein Abfließen der wachsenden Bevölkerung überflüssig. Deutschland ist daher nicht länger ein Auswanderungsland, es ist ein Einwanderungsland geworden. Während im Jahre 1890 484 423 Ausländer im Deutschen Reiche ansäßig waren, ist ihre Zahl 1905, abzüglich der naturalisierten auf 1 007 179 angewachsen. Große deutsche Industrien werden fast ausschließlich mit fremden Wanderarbeitern betrieben. Die deutsche Feldarbeiterzentrale, die das östliche Deutschland mit fremden Arbeitern versieht, hat vom 1. Januar bis 1. Oktober 1909 an ausländische Wanderarbeiter 585 008 Legitimationskarten ausgegeben. Die Befürchtung ausländischer Beobachter, die noch heute in der auswärtigen Politik eine nicht unbeträchtliche Rolle spielt, das Wachstum der deutschen Bevölkerung müsse zur Auswanderung treiben, und der

Wunsch, diese auswandernde Bevölkerung dem Mutterlande zu erhalten, werde Deutschland zur gewaltsamen Aneignung fremder Siedlungskolonien zwingen, hätte im Jahre 1884 vielleicht eine theoretische Bedeutung besessen; sie ist heute gegenstandlos geworden, allerdings nur unter einer Voraussetzung.

II.

So sehr die inneren Hilfskräfte des Deutschen Reiches auf allen Gebieten gewachsen sind, sie reichen naturgemäß nicht aus, die vermehrte Bevölkerung mit allen Nahrungsmitteln und allen notwendigen Rohstoffen zu versehen. Eine völlige Deckung des Bedarfs wäre überhaupt nur bei solchen Nahrungsmitteln und Rohstoffen denkbar, deren Erzeugung in Deutschland klimatisch möglich ist. Der deutsche Außenhandel muß jedenfalls sämtliche Produkte der Tropen und Subtropen liefern. Dazu kommen noch große Mengen Güter, die zwar technisch in Deutschland erzeugt werden könnten, die aber nicht in den notwendigen Mengen geliefert werden. Die Möglichkeit, eine wachsende Bevölkerung festzuhalten, ohne daß sie durch Auswanderung stark vermindert wird, beruht daher auf dem ungehinderten Bezug der notwendigen Nahrungsmittel und Rohstoffe, deren Einfuhr denn auch gewaltig gewachsen ist. Der Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr an Nahrungs- und Genußmitteln, einschließlich Vieh, ist von 828,1 Millionen Mark im Jahre 1889 auf 1982 Millionen Mark gestiegen: der Ueberschuß der eingeführten Rohstoffe gar von 1102,6 auf 2987 Millionen Mark [1]). Es bedarf keiner ausführlichen Erörterung, daß das Versagen jener Bezugsquellen große deutsche Industrien stillegen würde, daß z. B. eine Verminderung der Baumwolleinfuhr große

Arbeitermengen — die deutsche Baumwollindustrie beschäftigte 1907 fast 300 000 Personen — erwerbslos machen, und der Drang der Not in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Auswanderung nach begünstigteren Ländern herbeiführen würde, deren Folgen vielleicht nie wieder gut gemacht werden könnten. Auf die Periode billiger Rohstoff- und Nahrungsmittelpreise ist im letzten Jahrzehnt eine Aufwärtsbewegung der Preise fast aller Güter gefolgt, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Setzt man das Preisniveau der wichtigsten Getreide- und Fleischsorten auf dem Weltmarkt im Durchschnitt der Jahre 1901—1905 gleich 100, so entspricht dasjenige vom Januar 1911 einer Ziffer von fast 110; das der wichtigsten kolonialen Nahrungsmittel ist von 100 auf 112 gestiegen, das der textilen Rohstoffe von 100 auf 122; das einer Anzahl in einen Posten zusammengefaßter verschiedener Artikel, wie Oel, Holz, Leder, Kautschuk von 100 auf 120 [2]). Die Verteuerung dieser Rohstoffe und Nahrungsmittel erschwert natürlich die industrielle Produktion, die sie benutzen oder verarbeiten muß; sie ermöglicht dagegen eine Ausdehnung der Erzeugung eben dieser Güter, vorausgesetzt, daß Gebiete vorhanden sind, in denen ihr Anbau möglich ist. Für einen großen Teil dieser Produkte, wie für Kaffee, Kakao, Mais, Fleisch, Wolle, Häute, Kautschuk, Oelfrüchte, Hanf, Baumwolle, — ganz abgesehen von Kupfer und Diamanten — ist die Möglichkeit der Erzeugung in unseren Kolonien erwiesen. Größere oder geringere Posten dieser Waren sind regelmäßig in der Ausfuhr der Kolonien enthalten. Die gesamte Ausfuhr unserer Kolonien hat zwar im letzten Jahre nur die Summe von 70 Millionen Mark, noch nicht 1% unserer gesamten Einfuhr, erreicht; bei einzelnen Produkten aber, — von Diamanten sehe ich

hier ab — wie bei Oelfrüchten, bei Kakao, Kautschuk und Sissalhanf liefert die Einfuhr aus den Kolonien bereits einen nicht unbeträchtlichen Teil unseres gesamten Verbrauches. Bei anderen Gütern, wie bei Kaffee, Mais, Baumwolle, Vieh und Häuten steht heute nur fest, daß die Kolonien diese Waren für die Ausfuhr produzieren können; für unsere Versorgung fällt die Menge der gelieferten Produkte noch nicht ins Gewicht. Von einer Baumwolleinfuhr im Werte von 532 Millionen Mark kamen nur für 800 000 Mark aus den Kolonien [3]).

III.

Gerade dieser geringe Anteil, den die Kolonien heute erst an unserer Versorgung mit wichtigen Produkten haben, bestimmt die Neugestaltung unserer kolonialen Aufgaben. Wir sind von den Zielen einer Siedlungspolitik, die wir in blinder Nachahmung englischer Erfolge in Nordamerika und Australien übernommen hatten, zu den Zielen der alten Kolonialpolitik zurückgekehrt, die in der ausreichenden Versorgung des heimischen Marktes mit wertvollen Kolonialprodukten bestanden. Dabei haben wir jedoch andere Aufgaben zu lösen, als die Kolonialpolitiker des 16. und 17. Jahrhunderts. Sie landeten in entwickelten Gebieten, die eine eigene Produktion an hochwertigen Gütern aufwiesen. Sie suchten mit Aufbietung aller Machtmittel ein Einkaufsmonopol zu erzwingen, das ihnen den Zwischenhandel in diesen Produkten und den Absatz zu hohen Verkaufspreisen für die ganze Welt sichern sollte. Unser Ziel kann es nicht sein, Genußmittel möglichst billig einzukaufen und möglichst teuer zu verkaufen. Wir müssen vielmehr, um die einheimische Bevölkerung in der Heimat zu erhalten, solche Genußmittel möglichst

billig erstehen und möglichst große, möglichst regelmäßig gelieferte Mengen von Rohstoffen zu niedrigen Preisen auf den Markt bringen. Wir müssen das in Gebieten tun, die vielfach über die erste Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung noch nicht hinausgekommen sind und von primitiven, teilweise kriegerischen Menschenrassen bewohnt werden. Es handelt sich um Länder, die oft schwer zugänglich sind, die ungleich den alten Kolonisationsgebieten, meist keine schiffbaren Flußläufe aufweisen, längs deren sich die Kolonisation ins Binnenland vorschieben könnte. Ein tückisches Klima hindert die Ausbreitung des Europäers, während eine dünne, durch Kriege, Sklavenjagd und Krankheiten weit verstreute Eingeborenenbevölkerung eine intensive Bearbeitung des Landes erschwert. Daher ist ein großer Teil der Produkte unserer afrikanischen Gebiete noch heute das Ergebnis der Jagd oder der Sammeltätigkeit der Eingeborenen. Von der gesamten Ausfuhr Ostafrikas (13,3 Millionen Mark) stammen 7 Millionen aus der Wirtschaft der Eingeborenen; hiervon ist die Hälfte (Kautschuk, Elfenbein, Wachs) nicht das Ergebnis einer regelmäßigen Produktion, sondern des bloßen Einsammelns. In noch höherem Maße ist das in Kamerun der Fall [4]).

Eine europäische Pflanzungswirtschaft findet nur auf verhältnismäßig beschränktem Raume statt. Unter Ausschluß von Südwestafrika beträgt die Gesamtfläche unserer Kolonien 1 800 000 Quadratkilometer. Davon sind nur 5661 Quadratkilometer, auf denen nicht ganz 70 000 eingeborene Arbeiter beschäftigt werden, für den intensiven Anbau von Europäern in Anspruch genommen. Man zählt in diesen Gebieten erst 659 europäische Pflanzungen mit 849 Pflanzern; dazu kommen noch in Deutsch-Südwestafrika 1047 Farmen mit 793

ansäßigen Wirten [5]). Es ist also erst ein ganz geringer Teil der gewaltigen Gebiete für eine energische Wirtschaft gewonnen worden. Abgesehen von Südwestafrika harren fast 1800000 Quadratkilometer noch einer intensiven Bebauung. Es mögen sich darunter große Flächen finden, die wirtschaftlich kaum nutzbar sind. Ein anderer Teil ist in den Händen von Eingeborenen. Für eine Steigerung der Produktion ist überall Raum vorhanden. Wie sich vielerorts gezeigt hat, ist die Eingeborenenbevölkerung unter entsprechenden Umständen einer intensiven wirtschaftlichen Tätigkeit durchaus nicht abgeneigt; sie ist aber im großen ganzen sehr dünn. Sieht man von Südwestafrika ab, wo einschließlich der Weißen nur 1 Person auf 10 Quadratkilometer kommt, so ergibt sich für Kamerun eine Bevölkerungsdichtigkeit von 5 Personen, für Ostafrika eine solche von 10 Personen, für Togo eine solche von 11 Personen auf den Quadratkilometer. Die gesamte Bevölkerung unserer Kolonien beträgt noch nicht 14 Millionen; dabei ist ein großer Teil dieser 14 Millionen für regelmäßige wirtschaftliche Tätigkeit überhaupt noch nicht gewonnen. Ihre Wohnstätten sind noch nicht durch Verkehrswege an den Welthandel angeschlossen. Es ist also nicht weiter erstaunlich, daß die gesamte Ausfuhr berechnet auf den Kopf der Bevölkerung nur etwa 5 Mark ergibt, während sie in anderen tropischen Gebieten, wie z. B. in Jamaika und Trinidad bei einer Bevölkerungsdichtigkeit von 69, resp. 62 Personen, 48, resp. 175 Mark beträgt.

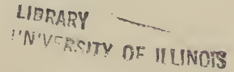
IV.

Die deutschen Kolonien können der Aufgabe Rohstoffe und Nahrungsmittel zu erzeugen, nur dann ge-

nügen, wenn ihre natürlichen Vorbedingungen es gestatten. Nun hat die Entwicklung der letzten Jahre gezeigt, daß weite Landstriche, soweit Boden und Klima in Frage kommen, diesen Voraussetzungen entsprechen. Das großzügige Eisenbahnprogramm, das unter Dernburg ausgearbeitet worden ist und jetzt Stück um Stück seiner Verwirklichung näher kommt, schließt die Produktionsstätten an den Weltmarkt. Es ist von 1350 km Anfang 1907 auf 2526 km Ende 1910 gewachsen; überdies sind weitere 1468 km im Bau befindlich. Zur Steigerung des Ertrages bedarf es jetzt des Kapitals und der Arbeitskräfte. Damit tritt die Arbeiterfrage in den afrikanischen Kolonien in der gleichen Weise in den Vordergrund, wie dies in allen Kolonien der Fall gewesen ist. Der Unternehmer wird nur gewillt sein, sein Kapital zu riskieren, wenn die Möglichkeit besteht, ausreichende Arbeitskräfte zu gewinnen. Die Beschaffung dieser Arbeitskräfte ist daher stets die schwierigste Frage der Erschließungspolitik gewesen. Man hat sie in anderen Ländern, wie z. B. in Australien, in der Weise zu lösen gesucht, daß man eine Masseneinwanderung aus dem Mutterlande organisierte, deren Kosten durch Landverkäufe in den Kolonien aufgebracht wurden. Ueber 760 000 Personen sind mittels staatlicher Beihilfen in Australien eingewandert. Man kann schon heute sagen, daß unsere afrikanischen Kolonien nicht mit weißen Arbeitskräften erschlossen werden können. Selbst wenn die Arbeitsverhältnisse in Deutschland weitaus unerfreulicher wären, als sie heute sind, wäre der Lohn eines ostafrikanischen Arbeiters nicht hoch genug, um eine deutsche Auswanderung in Fluß zu bringen. Ein Taglohn von 25 Heller, wie ihn der Arbeiter auf einer Baumwollplantage in Ostafrika erhält, oder auch von

50 Hellern, wie ihn der Zapfer auf einer Kautschukplantage daselbst verdient, bietet kaum genügenden Anreiz zur Auswanderung. Auch wenn man die wesentlich größere Leistungsfähigkeit des Deutschen in Betracht zieht und dementsprechend den Taglohn umrechnet und die Ersparnisse an Aufsicht usw. berücksichtigt, die bei der zuverlässigeren weißen Arbeit möglich sind, so ist der für die Arbeitsleistung verfügbare Lohn zur Anlockung brauchbarer europäischer Arbeiter nicht ausreichend. Locken doch selbst günstig gelegene Gebiete, wie z. B. Algier, die ein beinahe südeuropäisches Klima und vielfach fast europäische Arbeitsbedingungen aufweisen, wo der Taglohn das ganze Jahr hindurch auf 2—3 Frcs. steht und während der Ernte auf 3—4 Frcs. steigt, den höherstehenden französischen Arbeiter nicht. Proletarische spanische und italienische Landarbeiter machen sich die billigen Ueberfahrtspreise zunutze, die zwischen ihrer Heimat und Algier bestehen [6]). Von diesen Tatsachen geht die großzügige staatliche Kolonisationspolitik in Algier aus. Sie hat mit großen Kosten französische Bauerndörfer begründet, nicht bloß um die Eingeborenen durch diese »Garnisonen« zu heben und zu beherrschen, sondern um ein Gegengewicht gegen die spanischen Einwanderer zu schaffen, die sich dank großer Genügsamkeit auch im Wettbewerb mit den Eingeborenen zu Kleinbauern emporzuarbeiten vermögen.

Wer unter Kolonisation nicht ein bloßes Sich-Ausbreiten von Volksgenossen versteht, der wird überdies der Auswanderung einer mittellosen weißen Arbeiterbevölkerung in weit entlegene Gegenden, wo sie mit Eingeborenen konkurrieren muß, nicht das Wort reden. Bei dem niederen Lohn, den der Arbeiter dort erhält, ist er nicht imstande, etwa seine Familie nachkommen zu lassen



oder gar seine Kinder in europäischer Weise zu erziehen. Er wird vielmehr die Gelegenheit benützen und sich mit einem eingeborenen Weibe zusammentun. Das Ergebnis ist dann nicht etwa eine Mischrasse, die von beiden Eltern nur Untüchtigkeit erbt, sondern vielfach eine Bevölkerung, die vielleicht physisch manche Defekte aufweist, die aber im Gegensatz zum rohen Eingeborenen gelernte Arbeit zu verrichten weiß und in der gelernten Arbeit mit dem weißen Vorarbeiter konkurriert. Sie drückt so die Löhne der Vorarbeiter und erschwert deren Zuzug aus der Heimat. Eine derartige Mischlingsrasse ist z. B. heute schon in Britisch-Südafrika vorhanden, wo sie bereits mancherorts die weiße gelernte Arbeit verdrängt hat. Sie ist vielfach so leistungsfähig geworden, daß zahlreiche Gewerkvereine die Mischlinge als vollberechtigte Mitglieder aufnehmen [7]).

Dabei sehe ich natürlich von solchen Gebieten ganz ab, wo der Weiße, zum mindesten der eingewanderte Weiße, aus klimatischen Gründen dem Eingeborenen gegenüber gar nicht konkurrenzfähig ist.

In einzelnen tropischen Gegenden, wo ein aklimatisierter weißer Arbeiter ansäßig ist, hat man unter Umständen die Eingeborenenarbeit durch allerlei Begünstigungen der Weißen verdrängen können; man hat aber hierdurch die Produktionskosten wesentlich erhöht. Auf den Zuckerfeldern von Queensland z. B. kostete die farbige Arbeitskraft pro Tag etwa M. 2.25, die weiße M. 5.16. Der Unterschied der Leistungsfähigkeit der Weißen von der der Farbigen entspricht nun nicht der Differenz in den Löhnen. Man hat daher durch Steuerrückvergütungen, die dem von weißen Zuckerpflanzern gebauten Zuckerrohr zugebilligt wurden, die Ersetzung der eingeführten farbigen Arbeiter durch Weiße erstrebt.

Man erhebt von der Tonne Zucker eine Verbrauchsabgabe von 4 £; auf Zucker der aus Rohr bereitet ist, das von weißen Pflanzern gebaut worden ist, vergütet man im Mittel 3 £ zurück. Es ist dadurch erreicht worden, daß heute von 166000 Tonnen Zucker 146000 Tonnen von Weißen erzeugt werden, während noch im Jahre 1904/05 von 165000 Tonnen Zucker 107000 aus Rohr hergestellt wurden, das von Farbigen angebaut worden war. Die Kosten der Rückvergütung haben aber im Jahre 1908/09 nicht weniger als 477 000 £ verschlungen, ohne daß ein besonderer Fortschritt in der Industrie bemerkbar gewesen wäre.

Eine solche Politik ist natürlich nur dort möglich, wo für die Produkte der begünstigten weißen Arbeit ein geschützter Markt vorhanden ist. Bei der Erschließung von Neuland oder bei der Erzeugung von Produkten, die das Mutterland möglichst billig beziehen soll, ist sie ökonomisch ausgeschlossen. Zum Beweise dieser Behauptung muß man nur auf Deutsch-Südwestafrika verweisen. Ein blutiger Vernichtungskrieg ist dort gegen die aufständigen Hereros geführt worden, dessen letztes Ziel eingestandenermaßen nicht bloß völlige Unterwerfung und Bestrafung der Schuldigen, sondern Ausrottung der Eingeborenen war, die einer weißen Bevölkerung Platz machen sollten. Man verhelfe damit einem Naturgesetz zum Durchbruch, — hieß es später, als diese Vernichtungspolitik sachlich begründet werden mußte, — nach dem der Eingeborene vor der vordringenden weißen Rasse absterben müsse.

Das Naturgesetz ist einige Jahre an der Arbeit gewesen; es hat in dieser Zeit keine starke Zunahme der einheimischen Eingeborenen-Bevölkerung stattgefunden, da die Wirkungen des Krieges allzuverheerende Folgen

für die Eingeborenen gehabt haben. Es hat ein starker Zustrom von Weißen stattgefunden. Aber auch in diesem klimatisch günstig gestellten Gebiet, wo der Weiße ohne Schädigung seiner Gesundheit körperliche Arbeit im Freien verrichten kann, sind nur 2165 Weiße als Handwerker und Vorarbeiter tätig, während die eigentliche Taglöhnerarbeit von 22867 Eingeborenen und Mischlingen verrichtet wird. Selbst auf den nahe der Küste gelegenen Diamantfeldern, wo ein allzeit absatzfähiges Produkt mit verhältnismäßig geringen Produktionskosten gewonnen wird, besteht die Arbeiterschaft aus 200 Weißen und über 2000, zum größten Teil aus der Kapkolonie eingewanderten Farbigen. — So bescheiden heute die wirtschaftliche Entwickelung von Südwestafrika ist, die verfügbaren Arbeitskräfte reichen nicht aus, um die zu leistenden Aufgaben zu bewältigen. Noch wiederholen einzelne Kolonialpolitiker die Forderung, die einst als Alpha und Omega kolonialpolitischer Weisheit gegolten hatte, — man müsse durch energische Polizeimaßregeln den in Busch und Feld herumlungernden Eingeborenen nachsetzen und sie durch strenge Kontrolle zur Arbeit anhalten. Sie haben aber die Hoffnung längst aufgegeben, daß derartige Maßnahmen das Uebel wirklich zu beseitigen vermöchten. Sie stellen daher positive Forderungen. Sie betonen die Notwendigkeit der systematischen Anwerbung von Arbeitskräften im Auslande und freuen sich über die Erfolge, die die Rekrutierung von Arbeitern für Deutsch-Südwestafrika bis jetzt in einzelnen Gebieten der südafrikanischen Union gehabt hat. Sie geben, allerdings ein bischen post festum, dem Wunsche Ausdruck, man möge durch eine »pflegliche Eingeborenen-Politik« die natürliche Zunahme der ansäßigen Eingeborenen zu befördern suchen, — sie machen nirgends,

und mit Recht nicht — den Vorschlag, man möge die Lücke durch Organisierung einer deutschen Arbeiterauswanderung ausfüllen [8]).

V.

Dabei ist die Möglichkeit, große Mengen farbiger Arbeitskräfte durch Einwanderung aus fremden Kolonien zu gewinnen, nicht übermäßig groß. Wo man in Afrika hingeht, herrscht, sobald eine einigermaßen intensive Industrie sich entwickelt hat, Arbeitermangel. Die hohen Löhne der Goldindustrie in Johannesburg, wo heute 208000 Eingeborene beschäftigt werden, vermochten ebensowenig ein dauerndes, ausreichendes Arbeiterangebot zu sichern, wie die über 1 Million starke Eingeborenenbevölkerung Natals imstande gewesen ist, den Zuckerrohpflanzern die nötigen Arbeitskräfte ohne Kulizuwanderung zu verschaffen.

Afrika als Ganzes betrachtet ist ein dünn bevölkertes Land. Der afrikanische Neger, der sich dem wirtschaftlichen Leben widmet, ist mit wenigen Ausnahmen ein Bauer, dem die eigene Scholle genügt, wenn er auch ihren Ertrag gelegentlich durch Wanderarbeit zu ergänzen sucht, der aber nur in seltenen Fällen zum besitzlosen Arbeiter geworden ist. Solange die afrikanische Bevölkerung an Zahl nicht wesentlich zunimmt, solange wird jede Steigerung der Produktion mit großen Schwierigkeiten verbunden sein, zumal die afrikanische Arbeitskraft heute noch wenig ergiebig ist.

Dabei muß man sich die Größe der zu leistenden Arbeit einmal vergegenwärtigen. Der Verbrauch der deutschen Baumwollindustrie vom 30. September 1909 bis 31. August 1910 hat 1 Million 664000 Ballen, also ca. 377 Millionen Kilo betragen. Sollte dieser ganze Be-

darf in unseren Kolonien erzeugt werden, so wären dazu etwa 2 Millionen Hektar nötig, denn man darf kaum annehmen, daß der Hektar Land unter afrikanischen Verhältnissen im Durchschnitt mehr als 200 Kilo Lint-Baumwolle liefern kann. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in unseren afrikanischen Kolonien im Laufe der Zeit die hierzu nötige Landmenge gewonnen werden kann. Nimmt man nun an, daß der afrikanische Neger jahraus jahrein 1 ha mit Baumwolle bestellt, so ergibt sich ein Bedarf an Arbeitskräften von 2 Millionen Menschen; setzt man gar die vorsichtigere Schätzung des Reichskolonialamtes ein, so steigert sich dieser Bedarf — ohne Rücksicht auf die zur Zeit der Pflücke nötige Einstellung weiterer Arbeitskräfte — auf fast 3 Millionen Menschen[9]).

Es ist nicht wahrscheinlich, daß aus einer Gesamtbevölkerung von noch nicht 14 Millionen (Männern, Frauen und Kindern) ein solcher Arbeiterstamm für eine einzige Industrie gewonnen werden könnte. Aus dieser Zahl, der natürlich keine weitgehende praktische Bedeutung beigelegt werden soll, ergibt sich jedenfalls, daß die Vorbedingung einer jeden ins Gewicht fallenden Mehrproduktion die Steigerung der verfügbaren Arbeiterkräfte sein muß.

Der größte Teil der afrikanischen Bevölkerungen unserer Kolonien ist heute noch nicht in die Produktion für den Markt einbezogen worden, obwohl es in wachsendem Maße gelingt, sie als Arbeiter oder als Produzenten unseren wirtschaftlichen Interessen dienstbar zu machen. Dort, wo Eisenbahnen hingekommen sind, verwandelt sich der Neger vielfach aus einem Kleinbauern, der sein eigenes Produkt verzehrt, in einen Wirt, der Waren für den Weltmarkt herstellt. Es bedarf einer weitsichtigen Regierung und eines besonders ehrlichen und anständigen

Kaufmannstandes, um den Neger an die Produktion für den Markt zu gewöhnen. Die Schwankungen der Konjunktur, denen sein Produkt alsbald unterliegt, schrecken ihn, und wenn er bereit ist, in einem guten Preise, den er für seine Baumwolle erzielt, den Lohn seiner Tüchtigkeit zu sehen, so ist er andererseits allzuleicht geneigt, in einem niedrigen Preis eine Tücke des Händlers zu vermuten und lieber seine Produktion ganz aufzugeben, als sich solchen Gefahren auszusetzen. Eine vernünftige Preispolitik, die dem Bauern von Anfang an den Ertrag seiner Mühe sichert — das kolonialwirtschaftliche Komitee hat den Eingeborenen für 1910 einen Preis von 8—10 Hellern das Pfund, garantiert — wird als mächtiger Ansporn zur Ausdehnung der Eingeborenenkultur dienen. Auf der anderen Seite werden eine kluge Arbeitergesetzgebung, die dem Arbeiter die Einhaltung der Verträge und die Ausfolgung seines Lohnes sowie eine gute Behandlung seitens weitsichtiger Arbeitgeber sichert, und eine Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, die den Zuzug der Wanderarbeiter auf weite Entfernungen ermöglicht, die Erschließung von Distrikten gestatten, die ursprünglich außerhalb des Bereiches aller Anwerbetätigkeit gelegen waren. Aber alle Schwierigkeiten können dauernd nur behoben werden, wenn das Wachstum der Bevölkerung den an sie herantretenden wirtschaftlichen Aufgaben entspricht.

Alle Erfahrungen bestätigen nun, daß in gesunden wirtschaftlichen Verhältnissen die Vermehrungsfähigkeit der Neger eine große ist. So haben sie sich z. B. in gewissen Gegenden der Kapkolonie in 13 Jahren um 38 % vermehrt. In den Vereinigten Staaten haben die Neger im Jahrzehnt 1850—1860 um 22,1 %, 1870—1880 (nach dem Kriege) um 34,9 % und 1890—1900 um 18 % zuge-

nommen. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß andererseits der Einfluß europäischer Sitten Gefahren mit sich bringt, die die Sterblichkeit erhöhen und dadurch die Bevölkerungszunahme erschweren. Betrug doch im Jahre 1910 die Sterblichkeit unter den 207 921 Eingeborenen, die im Transvaal-Bergbau beschäftigt waren, 28,1 %. Der gefährlichen Lungenentzündung, der der Negerarbeiter auf den hochgelegenen Plateaus leicht ausgesetzt ist, erlagen im ganzen 12,9 %; von den Eingeborenen aus den eigentlichen Tropengegenden sogar 42,0 %.

Dazu kommt die Gefahr, daß der Ausbau der Verkehrswege und die gesteigerte Wanderlust der Eingeborenen Krankheiten wie die Schlafkrankheit verschleppen, die ursprünglich lokalisiert waren. Die Volksseuchen der Eingeborenen sind die gefährlichsten Feinde einer jeden kolonialen Erschließung. In ihrer Bekämpfung haben sich die kolonialen Regierungen nicht nur eine humanitäre Aufgabe gestellt, sondern eines der wichtigsten Ziele der kolonialen Rentabilität gesetzt. Während früher in weiten Kreisen die Anschauung vorherrschend war, daß die primitiven Rassen absterben, wo der Weiße hinkommt, und daß sie absterben müssen, wenn sich die neuen Länder entwickeln sollen, hat die Erfahrung der letzten Jahrzehnte bewiesen, daß nur diejenige Kolonialpolitik in Afrika national günstig und finanziell rentabel sein kann, die die Interessen der Eingeborenenbevölkerung wahrt und damit ihre Zahl entwickelt. Denn nur wenn die Eingeborenenbevölkerung in den nötigen Mengen vorhanden ist, finden sich die Arbeitskräfte, deren großzügige weiße Unternehmungen bedürfen[10]. Arbeitszwang und ähnliche Mittel können zwar eine ortsanwesende Eingeborenenbevölkerung erbittern und damit zur Flucht veranlassen; sie werden nie zu einer Bevölkerungszunahme führen.

VI.

Eine derartige Entwicklung unserer afrikanischen Kolonien, wie sie sich trotz lauter Reden durchsetzt, bedeutet nicht etwa eine Schließung derselben für die deutsche Zuwanderung. Gerade das Gegenteil ist der Fall, wenn die Erkenntnis, was denn die Aufgaben der Deutschen sind, erst Platz gegriffen hat. Unsere afrikanischen Kolonien sind, soweit sie überhaupt eine dauernde Niederlassung von Europäern gestatten, Mischkolonien[11]. Der einwandernde Deutsche muß sich daher in erster Linie als Unternehmer betätigen. Ein Unternehmerstand, der mit Massen von Eingeborenen zu tun hat, bedarf aber zu deren wirtschaftlicher Ausnutzung zahlreicher weißer Hilfskräfte. Er braucht Aufseher und Vorarbeiter, Ingenieure und Werkmeister. Er bringt, wenn er sich ansäßig macht, europäische Dienstboten mit sich. Er ermöglicht die Entstehung von Kaufläden, die von Weißen für Weiße geführt werden. Er entwickelt eine Nachfrage nach weißen Handwerkern und fördert die Niederlassung von Rechtsanwälten und Aerzten, die ihrerseits wieder weiße Arbeitskräfte ins Land bringen. Seine Tätigkeit macht die Anwesenheit eines verstärkten Beamtenpersonals notwendig; seine Nachbarschaft gestattet es, verheiratete Beamten auszusenden. Je besser gestellt die Schichten sind, denen dieser Unternehmerstand entstammt, je größer die Mittel sind, über die er verfügt, je geldwirtschaftlicher er wirtschaftet, desto größeres Gewicht wird er darauf legen, seine vielgestaltigen Bedürfnisse befriedigt zu sehen, desto mehr Wert wird er auf die Anwesenheit einer diese Bedürfnisse befriedigenden weißen Mittelschicht legen.

Die Stärke und Geschwindigkeit der weißen Einwanderung wird bei günstigen klimatischen Verhältnissen

nächst den natürlichen Hilfskräften des Landes durch die Zahl und die Leistungsfähigkeit der Eingeborenen bestimmt.

Es bedarf wohl kaum einer tiefgründigen Untersuchung, warum in einem kleinen nur 6 600 qkm großen Gebiet wie das Transkei mit einer Eingeborenenbevölkerung von fast 176 000 Köpfen — daneben gab es nur 63 weiße Farmer — also einer Bevölkerungsdichtigkeit von fast 26 Menschen auf den Quadratkilometer, 344 weiße Händler ihr gutes Auskommen finden, während Südwestafrika vor dem Kriege nur 277 Kaufleute zählte, obwohl seine 800 000 qkm neben den Eingeborenen fast 1000 weiße Beamte, über 800 weiße Ansiedler und gegen 700 weiße Handwerker beherbergten.

Andererseits zeigen die Ziffern des Goldbergbaus in Johannesburg deutlich, daß die Zahl der eingeborenen Arbeiter vielleicht mit der der weißen Vorarbeiter nicht parallel läuft, daß sie sie aber wesentlich beeinflußt.

Es kamen im Monat August	auf farbige Arbeiter	weiße Arbeiter
1905	144 680	17 429
1906	143 823	17 663
1909	173 711	22 062
1910	197 137	25 054

Dieser Parallelismus sollte eigentlich auch im landwirtschaftlichen Betrieb zutreffen, wo das Vorhandensein zahlreicher Arbeitskräfte ein intensives Arbeiten ermöglicht, die Beschränkung auf eine geringere Fläche gestattet und damit die Vorbedingungen einer dichten Siedlung schafft.

Das ist jedoch mit nichten der Fall. Der weiße Kleinsiedler, der als selbsttätiger Wirt die eigene Scholle ohne farbige Arbeiter bebauen will, kann sich in einem dicht besiedelten Gebiete nur schwer das nötige Land

verschaffen. Er leidet unter der Nachbarschaft und unter der Konkurrenz der Eingeborenen. Er kann, wenn er nicht äußerst anspruchslos ist, — wie heute etwa der spanische Taglöhner im Departement Oran, oder wie es früher der deutsche Siedler in Britisch-Kaffrarien war — zu den durch die Konkurrenz der Eingeborenen bedingten niederen Löhnen nicht arbeiten und somit kein Betriebskapital erwerben; — außer wo der Eingeborene zur Arbeit noch untauglich oder unwillig ist. Er kann überdies nicht die gleichen Bodenpreise tragen, die der Eingeborene anzulegen gewillt ist.

Die Entstehung eines Kleinbauernstandes wird also durch die Anwesenheit einer dichten Eingeborenenbevölkerung erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht.

In den dicht besiedelten Gebieten Groß-Kabyliens z. B. können sich die mit großen Kosten angesiedelten französischen Siedler nur schwer den Eingeborenen gegenüber behaupten. In einzelnen Niederlassungen sind 10, 11, ja 13 % der Kolonistenstellen wieder in die Hände der Kabylen gelangt.

Dabei wird das Gedeihen weißer Kleinsiedlungen nicht nur durch den Wettbewerb farbiger Kleinsiedler erschwert; es wird am meisten durch die Hilfe gefährdet, die die billigen eingeborenen Arbeitskräfte den tüchtigeren weißen Wirten leisten. Ihre Mitarbeit steigert seine Produktion und wandelt ihn schnell in einen kleinen Arbeitgeber um; bald kann er danach streben, seine Stelle zu erweitern, indem er die Lose minder Glücklicher aufkauft und aus ihnen allmählich einen Betrieb bildet, der wenn nicht der Ausdehnung so doch der Produktion nach ein Großbetrieb ist. Kann er das nicht, so verläßt er seine Stelle; er verpachtet sie an seine Nachbarn oder, wenn gesetzliche Vorschriften ihn

beengen, an einen Eingeborenen. Er wird vielleicht Händler im Eingeborenengebiet oder zieht in einen Distrikt, in dem er größere Landlose erstehen kann. Die verlassene Stelle dient der Vergrößerung seines Nachbarn, wenn sie nicht an Eingeborene zurückfällt. Ob man die Geschichte der französischen Siedlungen in Algier oder die der deutschen Niederlassungen in Kaffrarien betrachtet, das Ergebnis ist dasselbe. Während am 31. Dezember 1859 in Kaffrarien noch fast 2000 deutsche Siedler vorhanden waren, zählte man 1876 nur noch 436 besetzte Stellen. Der größte Teil der ehemaligen Siedler hat sich über das ganze Land zerstreut; viele von ihnen sind zu Wohlstand gekommen; die Stellen der Zurückgebliebenen sind vergrößert worden, sie bilden bei verhältnismäßig immer noch geringer Ausdehnung infolge der günstigen natürlichen Verhältnisse eine Art kleiner Plantagen, intensiv bewirtschaftete kleine Höfe, auf denen überall farbige Arbeit verwendet wird. In allen Fällen, in denen der tüchtige Kleinsiedler Gelegenheit zur Ausdehnung des Betriebes durch Landkäufe hat, führt die Anwesenheit einer dichten Eingeborenenbevölkerung zur allmählichen Aenderung der sozialen Struktur der Siedelung. Der Kleinsiedler, der nicht durch Unglück oder Untüchtigkeit versinkt, hört auf, Kleinsiedler zu sein; er wächst sich, wenn man ihm die Verwendung eingeborener Arbeit nicht verbietet, oder den Erwerb größerer Landflächen unmöglich macht, zum landwirtschaftlichen Unternehmer aus, dessen Erfolg dann in erster Linie von zuverlässiger, billiger und leistungsfähiger Eingeborenenarbeit abhängt und dessen billige Produktionskosten dem verbleibenden Kleinsiedler das Leben schwer machen.

Der Weiße in Afrika kann nicht immer als Arbeitgeber beginnen, er sucht in allen Fällen als solcher zu

enden. Er will weder selbst den Arbeiter spielen, noch will er seine eigenen Volksgenossen beschäftigen. Findet er keine ausreichende eingeborene Bevölkerung an Ort und Stelle, so bemüht er sich mit allen Kräften, eine solche von außen herbeizuziehen. Es liegt in der afrikanischen Atmosphäre etwas, das selbst den kleinen Mann veranlaßt, den Herrn herauszukehren und der unterworfenen Rasse oder fremden Einwanderern gegenüber seine politische Ueberlegenheit darzutun. Wenn früher der deutsche Taglöhner in englischen Kolonien neben dem Eingeborenen, aber unter dem Engländer oder dem Buren arbeitete, so ist er heute in einer deutschen Kolonie kaum bereit, den »Knecht« zu spielen. Er überläßt das dem Eingeborenen oder Einwanderern aus anderen Teilen Europas, die er für tiefer stehend hält. Er ist »Herr« geworden, — oder zum mindesten auf dem Wege zum Herrn — und betrachtet den kroatischen Eisenbahnarbeiter in Südwest mit der gleichen Verachtung als »Halbeingeborenen«, die der Engländer im Transvaal den italienischen Grubenarbeitern oder der Franzose in Oran dem spanischen Taglöhner angedeihen läßt.

VII.

Der europäische Unternehmer, der heute in Afrika einwandert, kann eine doppelte Aufgabe lösen: er kann sich mit der Rolle des Kaufmanns begnügen, der die Produktion der Eingeborenen aufkauft, oder er kann als Pflanzer oder Farmer mit eingeborenen Arbeitern eine eigene Wirtschaft begründen. Eine strenge Teilung beider Gruppen ist im kolonialen Leben kaum möglich. Der Kaufmann, der Baumwolle von den Eingeborenen zu erhandeln wünscht, kann sich nicht damit begnügen, die Produkte der Eingeborenen in Empfang zu nehmen.

Er muß vielmehr die Eingeborenen meist veranlassen, sich der neuen Kultur zuzuwenden, ihnen Samen verschaffen, Vorschüsse machen und einen festen Preis garantieren. Er ist kaum weniger als »Kolonist« zu betrachten, als der Verwalter einer großen Plantagengesellschaft, der mit eingeborenen Arbeitern Baumwolle erzeugt. Er ist sicher mehr der Leiter des ganzen Produktionsprozesses, als das etwa der Plantagenbesitzer in Mauritius ist, der zwar Grundbesitzer bleibt, sich aber regelmäßig von einem Kaufmann, dem »bailleur des fonds«, das Betriebskapital vorschießen und den ganzen Betriebsplan vorschreiben läßt. Dabei ist die Auffassung, der Kaufmann sei das fluktuierende, der Grundbesitzer das seßhafte Element in der Kolonie, nicht überall zutreffend. Der Händler des Transkei z. B., der keinen Grundbesitz erwerben kann, und nur auf Grund einer Licenz seine Station im Eingeborenengebiet errichtet hat, ist weit mehr mit dem Wohlergehen des Landes verbunden, als etwa der Grundbesitzer in Natal, der seine Farm gegen Geldrenten oder Naturalrenten an Eingeborene verpachtet hat und vielleicht ihren Ertrag als Absentee außer Landes verzehrt.

In den Teilen Afrikas, wo eine dichte Bevölkerung ansäßig war, hat der Weiße meist als Händler begonnen. Es wird nun in letzter Linie von den klimatischen Bedingungen des Distrikts und von der Landgesetzgebung abhängen, ob er sich in einen Pflanzer verwandeln kann oder nicht. Wo die klimatischen Verhältnisse so günstig sind, daß eine familienhafte Niederlassung möglich ist, wo der Eingeborene seinen Besitz überschulden und verkaufen darf, da bildet sich der Händler leicht in einen Farmer um. Auf diese Weise sind viele der erfolgreichen Händler in Südwestafrika in den Besitz ihrer Farmen ge-

langt; sie haben als Feldhändler begonnen, den Eingeborenen europäische Waren oft auf Kredit verkauft und dadurch Forderungen erstanden, deren Einlösung ihnen häufig den nötigen Land- und Viehbesitz verschaffte. Eine solche Besiedelung führt stets zu einer mehr oder minder weitgehenden Verdrängung der Eingeborenen. Sie ist daher nur in Gebieten möglich, in denen die Eingeborenen zahlenmäßig zu einem organisierten Widerstande zu schwach sind. Sie ist aber auch einer verhältnismäßig schwachen Eingeborenenbevölkerung gegenüber nur dann ungefährlich, wenn Siedler oder Regierung von Anfang an im Besitz ausreichender Machtmittel sind, um eine Erhebung sofort niederzuschlagen oder wenn möglich gar zu verhindern. Die Geschichte des Aufstandes in Südwestafrika hat diesen Zusammenhang der deutschen Kolonialpolitik hoffentlich ein für allemal dargetan.

Ob der Weiße als Farmer, also als landwirtschaftlicher Unternehmer auftritt, oder ob er sich mit der anspruchloseren Rolle des Kaufmanns begnügt, er braucht außer der Fähigkeit, die Funktionen des Unternehmers auszuüben, Kapital.

Dieses Kapital ist in unseren Kolonien häufig von Gesellschaften angelegt worden. Eine jede Kolonie erfordert bei ihrer Erschließung gewaltige Kapitalien, deren Aufbringung das Vermögen der Einzelnen zu übersteigen pflegt. Wenn der mutterländische Staat sich nicht zur Aufwendung dieser Mittel bereit finden läßt, deren sichere Rentabilität er nur selten dem Steuerzahler beweisen kann, so müssen kapitalistische Gruppen einspringen. Sieht man aber selbst von diesen Erschließungsanlagen ab, — die sich erfahrungsgemäß trotz aller Monopole selten direkt verzinsen, — so fordern doch besonders große

Objekte, wie Eisenbahnen u. s. w. stets die Gesellschaftsform. Diese ist auch in rein tropischen Gebieten, in denen der einzelne Weiße nicht dauernd verweilen und vor allem keine Familie begründen kann, das gegebene Mittel. Nur kapitalkräftige Gesellschaften können die geeigneten Beamten gewinnen und durch stete Erneuerung derselben Sorge dafür tragen, daß die wirtschaftliche Energie, deren das Neuland bedarf, nicht allmählich erschlafft.

Die Gesellschaftsform hat indes in unseren Kolonien auch in solchen Produktionszweigen Anwendung gefunden, wo der Einzelunternehmer durchaus am Platz wäre. Sie gewährt dem unternehmungslustigen mittellosen jungen Manne häufig die Gelegenheit, seine Kraft in den Dienst der kolonialen Erschließung zu stellen, weil sie ihm das Kapital zuführt, dessen der moderne Kolonist bedarf. Sie gibt, wenn die Gründung vorsichtig geplant und glücklich ausgeführt ist, nicht nur den Anteileignern den berechtigten Gewinn, — sie ermöglicht dem geschäftsführenden Leiter im Laufe der Zeit die Ansammlung eines Kapitals aus seinen Gehaltsbezügen, das ihn zum bodenständigen selbständigen Unternehmer machen wird.

Wo sie nicht anwendbar war, da hat der kapitallose Auswanderer sich durch Kreditaufnahme die Mittel verschaffen müssen, die zur Erfüllung seiner Funktionen nötig waren.

Er hat sich zuerst meist dem Handel mit den Eingeborenen zugewandt, die dazu erforderlichen Waren von den großen Einfuhrhäusern der Kolonien oder den Ausfuhrhäusern des Mutterlandes auf Kredit erhalten. Er mußte gegen diese Waren Produkte der Eingeborenen zu billigen Sätzen eintauschen, deren Verwertung — al-

so in den meisten Fällen deren Ausfuhr — ihm genügend Gewinn übrig ließ, um seine Verpflichtungen zu begleichen und im Laufe der Zeit etwas eigenes Kapital anzusammeln. Ein Einwanderer, der kaufmännische Fähigkeiten besitzt, der mit Eingeborenen umgehen kann und sich in einem Gebiet festsetzt, wo noch nicht viele weiße Händler ansässig sind, kann ohne große Gefährdung mittels solcher Kredite vorwärts kommen, obwohl er häufig mit der Konkurrenz eingewanderter Farbiger, wie der ostindischen Händler in Ostafrika oder in Natal hart zu kämpfen hat.

Wenn er nicht bloß buchmäßige Gewinne macht, sondern Güter einhandelt, die einen Markt haben, so wird er ohne große Schwierigkeit in verhältnismäßig kurzen Umlaufsfristen Leihkapital und Zinsen zurückzahlen können. Dabei liegt allerdings die Versuchung recht nahe, die Unkenntnis der Eingeborenen auszubeuten, um schnell zu Reichtum zu kommen. Sie wird besonders groß, wenn die Absicht des Händlers von Anfang an nur auf den Erwerb einer Farm und die Einrichtung einer eigenen Wirtschaft gerichtet ist. Der Eingeborene ist ihm dann nicht der regelmäßige Lieferant von Waren, an dessen Existenz er ein Interesse hat, er ist ihm ein begünstigter, verhaßter Konkurrent. Der Händler, der Farmer werden will, tauscht dann nicht bloß absatzfähige Produkte von den Eingeborenen ein. Er kauft ihnen Land und Zuchtvieh mit den geborgten Waren ab. Er begründet so mit seiner Gläubiger Kapital einen Betrieb, der jahrelang keine Rente abwirft und sicher nicht genügend Eingänge liefert, um die meist kurzfristigen Schuldverpflichtungen zu befriedigen. Wenn überdies kein regelmäßiger Markt für die Farmprodukte vorhanden ist, dann kann zwar buchmäßig der

Stand der Wirtschaft ein glänzender sein, ohne daß dabei die Bezahlung von Schuldzinsen möglich wäre. Sind aber die Schuldzinsen gar im Mutterlande zu bezahlen, so ist ihre Begleichung natürlich nur möglich, wenn sich eine regelmäßige Ausfuhr entwickelt hat. Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß sich das klassische Land kolonialpolitischer Mißgriffe, Deutsch-Südwestafrika, vor dem Kriege in solcher Lage befand. Der größte Teil der Farmwirtschaften war mit geliehenen Geldern begründet worden. Die letzte Quelle dieser Kredite war der Exporteur des Mutterlandes, dessen ihrem Wesen nach kurzfristige Forderungen allmählich den Charakter von Hypothekforderungen annahmen, ohne allerdings deren Sicherheit oder Uebertragbarkeit zu besitzen.

Die Farmwirtschaften des Landes sollen zwar einen Buchwert von 10 Millionen aufgewiesen haben, denen nur eine Belastung von »einigen« Millionen gegenüberstand; es waren aber weder im Innern zahlungsfähige Märkte vorhanden, noch bestand eine regelmäßige Ausfuhr. Die Geldeingänge reichten nicht aus, das Leben der Familien zu bestreiten und die regelmäßige Bezahlung der Zinsen oder gar eine Rückerstattung des Kapitals zu ermöglichen. Wäre der Aufstand — der ja mit dem Eingeborenenhandel der kapitallosen Feldhändler eng zusammenhing — nicht ausgebrochen, so wäre eine große Reaktion unausbleiblich gewesen[12]).

Die Ursache dieser und anderer Mißerfolge hat in dem Umstand gelegen, daß man die Kolonisation von Afrika nach denselben Regeln betreiben wollte, die etwa bei der Besiedlung Australiens erfolgreich gewesen sind. Es ist bis in den letzten Jahren nicht leicht gewesen, kapitalkräftige, unternehmungslustige Leute zur persön-

lichen Auswanderung zu veranlassen. Im Gegensatz zu England, wo die zunehmende gesellschaftliche Enge jüngere Söhne wohlhabender Familien schon lange zur Auswanderung veranlaßt, hat man bei uns immer nur die mittellosen Kreise auf die Auswanderung verwiesen. Man sah in ihr ein Mittel zur geographischen Verbreitung des Deutschtums und eine Gelegenheit, den immer schwerer werdenden Druck der zunehmenden Massen zu erleichtern.

Man hat selbst lange nachdem man erkannt hatte, daß eine Massenbewegung deutscher Siedler nach Afrika unmöglich wäre, der Kolonialpolitik einen populären sozialpolitischen Einschlag geben zu können geglaubt, wenn man ein paar kleine Leute nach Afrika lockt, dort kümmerlich großpäppelt und schließlich doch, wenn die Steuerzahler ungeduldig werden, fallen läßt. Man hat immer wieder mittellose Leute herangezogen, denen man billiges Land schenkte und weitgehende Kredite gewährt, die aber, wenn sie nicht ganz hervorragend tüchtig waren und vom Glück ganz besonders begünstigt wurden, nie aus den Schwierigkeiten herausgekommen sind. Die Tücken der afrikanischen Natur haben manchen aussichtsreichen wirtschaftlichen Versuch ohne Schuld der Betreffenden scheitern lassen. Der überschuldete Wirt hat weder Kapital noch Willenskraft, um von neuem zu beginnen. Er hat nicht die Mittel, den Eingeborenen Löhne zu zahlen, die sie zur Arbeit willig machen und häufig nicht die Bildung, sie als Herr zu leiten. Er ruft nach Zwangsarbeit und ist über die Konkurrenz eines besser gestellten Landsmanns empört, der die verlangten Löhne aufbringt und ohne Zwangsmaßregeln einen ausreichenden Arbeiterstamm besitzt. Er zürnt dem Staat, der ihn durch billige Versprechungen

herausgelockt habe, ihm aber jetzt weder ausreichende Arbeitskräfte, noch lohnenden Absatz verschaffe und überdies die Ungeheuerlichkeit begehe — sei es auch für koloniale Zwecke — Steuern von den Getränken zu erheben, die er in seiner Verzweiflung konsumiert. Die Verkennung der Aufgaben des Weißen, an der unsere Kolonialpolitik lange gekrankt hat, ist Schuld daran gewesen, daß unter unseren Siedlern sich manche befinden, die den erwähnten Schwierigkeiten zum Opfer gefallen sind.

VIII.

Auch hier haben die letzten Jahre Wandlung geschaffen. Man hat allmählich erkannt, daß zur Begründung erfolgreicher Unternehmungen kapitalkräftige Unternehmer vorhanden sein müssen und daß Landverschenkungen und andere Begünstigungen nicht ausreichen, eine solche Klasse zu schaffen, — ohne deren Tätigkeit nie eine allen staatlichen Bedürfnissen genügende weiße Oberschicht ins Land zu kommen vermag. Man hat eingesehen, daß nur eine hochstehende weiße Arbeitgeberklasse die eingeborene Arbeitskraft so auszunützen, zu fördern und zu vermehren vermag, daß die Kolonien einen wesentlichen Bruchteil der von der Heimat benötigten Nahrungsmittel und Rohstoffe erzeugen und die wachsende Bevölkerung der Heimat in der Heimat erhalten können. Nicht diejenige Kolonie, die die stärkste weiße Bevölkerung enthält, ist daher für uns die wichtigste geworden, sondern diejenige, die dauernd die größten Mengen der von uns benötigten Rohstoffe und Genußmittel herstellt. Es handelt sich dabei nicht um die Ergebnisse eines kurzsichtigen brutalen Raubbaues, sondern um eine regelmäßig vor sich gehende, wirtschaftliche Pro-

duktion, deren geistige Leitung — einerlei, ob es sich um Handelsunternehmungen oder um Pflanzungen handelt — in den Händen der Weißen liegen wird. Je tüchtiger und ausgewählter diese Weißen sein werden, desto besser werden sie auch den politischen Pflichten genügen können, die dem Weißen, als dem Höherstehenden obliegen.

Wir haben auf diesem Wege für die Neugestaltung unserer kolonialen Aufgaben ein Ideal gewonnen, nicht weniger erhaben als das, welches uns früher leitete, aber im Gegensatz zu diesem praktisch durchführbar. Wir haben keine Kolonien begründet, in denen ein neues Deutschtum, alle Schichten der Gesellschaft füllend, entstanden ist, wir haben nur Kolonien, in denen die Deutschen die Oberschicht bilden werden.

Wir besitzen keine Gebiete, in die eine Massenauswanderung gelenkt werden kann, wir haben nur Länder, deren Erschließung eine Massenauswanderung verhindern wird. In diesen Kolonien wird kein Tochtervolk heranreifen, der australischen oder der kanadischen Nation vergleichbar. Der Traum eines verjüngten deutschen Volkstums, das sich unter der afrikanischen Sonne herrlich entfalten soll, wird kaum verwirklicht werden. Es wird uns dafür die Enttäuschung erspart bleiben, die jede Siedlungskolonie im Laufe der Zeit dem Mutterlande bereitet, indem sie eine eigene Nationalität entwickelt, die sich der mutterländischen nur solange unterordnet, als ihr Interesse das gebietet. Der Bauernkolonist in der ganzen Welt, einerlei woher er gekommen, verwächst mit dem Lande, dessen Scholle er bearbeitet. Wohl wahrt er der Heimat, die ihn geboren hat, eine treue Erinnerung; als Vaterland aber gilt ihm nicht länger das Land, das ihm das Leben geschenkt hat; sein Vaterland ist die koloniale Erde, in deren Schoß er dereinst

bestattet zu werden wünscht. Der Heimat seiner Kinder, nicht der seiner Väter, gehört sein Herz, und es ist nur natürlich, daß er die Interessen der Kolonie, nicht die des Mutterlandes politisch vertritt. Die Handelspolitik Australiens und Kanadas beweist das, wenn es noch eines Beweises bedürfte.

Die Mischkolonien dagegen, die Länder, in denen der Weiße nur eine Oberschicht darstellt, können dem Mutterlande bei vernünftiger Politik weit enger verbunden bleiben. Da sich ein bodenständiges koloniales Kulturleben in ihnen nur langsam entwickeln kann, wird die weiße Bevölkerung, die fast ausschließlich der wohlhabenden Oberschicht angehört, in regerem Verkehr mit dem Mutterlande stehen müssen und können, als dies dem an die Scholle gefesselten Bauernkolonisten möglich sein wird. Sie sieht im Mutterlande nicht ein ferngelegenes Gebiet, das man aus Neugier einmal im Leben besucht; es ist der heimische Boden, den sie immer wieder zu berühren strebt, wenn ihre kulturelle Kraft zu erlahmen scheint.

Der soziale Aufbau des Landes, der das Entstehen einer selbstbewußten Arbeiterklasse für lange Jahre unmöglich macht und die natürlichen Bedingungen, die eine industrielle Entwicklung erschweren, werden die wirtschaftliche Produktion nicht in Richtungen drängen, in denen eine Konkurrenz mit der Heimat stattfindet; es vollzieht sich vielmehr von selbst eine Art natürlicher Arbeitsteilung, da die Mischkolonie wohl Rohstoffe und Nahrungsmittel erzeugen kann, jedoch selten eine Klasse aufweist, der die Industrialisierung des Landes am Herzen liegt. Es wird allerdings nicht möglich sein, wichtigen Produkten der Kolonien, wie z. B. Fleisch und Mais, den Zugang zu den Märkten des Mutterlandes zu

erschweren, damit den heimischen landwirtschaftlichen Produzenten der Heimat nicht die Freude an der Kolonialpolitik verekelt wird[13]). Es wird gewiß nicht nötig sein, die koloniale Produktion durch künstliche Mittel gerade in den Zweigen zu entwickeln, die in Konkurrenz mit der Landwirtschaft des Mutterlandes treten werden. Kein vernünftiger Mensch wird z. B. die staatliche Begünstigung einer kolonialen Zuckerindustrie fordern; es ist aber andererseits unmöglich, in Gebieten, wie z. B. Südwestafrika die Entwicklung derjenigen Produktionsmöglichkeiten zu erschweren, die von der Natur gegeben sind. Es ist kaum als Förderung der Kolonialpolitik zu betrachten, wenn man Gebiete, in denen die Fleischproduktion rentabel erscheint, auf die Wollproduktion verweist. Man schädigt durch solche Vorschläge nicht nur die koloniale Entwicklung, man erweckt auch das berechtigte Mißtrauen der Kolonisten, die selbst bei harmlosen Maßregeln leicht geneigt sind, sich als Opfer mutterländischer Ränke zu betrachten. Wohl pflegt ihre Zahl in modernen Mischkolonien nicht stark genug zu sein, als daß sie etwa nach dem Vorgange des spanischen Südamerika ein unabhängiges Gemeinwesen bilden könnten, wohl wiegen die Vorteile, die der Zusammenhang mit dem Mutterlande bietet, alle möglichen Nachteile reichlich auf, — ganz abgesehen von rein ideellen Beweggründen. Man sollte aber doch nicht vergessen, daß gerade die Gebiete, die am ehesten mit der heimischen Landwirtschaft in Wettbewerb treten können, die stärkste deutsche Bevölkerung aufweisen und an fremde Kolonien grenzen die die gleichen natürlichen und sozialen Bedingungen besitzen, dagegen eine viel reichere und freiere wirtschaftliche und politische Entwicklung durchlaufen haben.

Nicht Anziehung möglichst vieler Menschen aus dem

Mutterlande, sondern möglichste Steigerung der wirtschaftlichen Produktion muß das Ziel unserer Kolonialpolitik sein. Wir dürfen uns nicht durch laute Phrasen verleiten lassen, eine Politik, die dem Mutterlande möglichst viele Bürger in der Heimat erhält, als nicht national zu brandmarken; wir dürfen uns aber auch nicht durch einseitige handelspolitische Betrachtungen über die Natur unserer kolonialen Aufgaben täuschen.

IX.

Kolonien stellen wichtige Absatzmärkte dar, die, wenn es sich um Mischkolonien oder um Eingeborenenkolonien handelt, selten eine weitgehende Selbstregierung besitzen und daher gar nicht die Mittel haben, sich durch eine industriezüchtende Handelspolitik gegen das Mutterland abzusperren. Man darf aber daraus nicht folgern, daß nun das Mutterland dies benutzen und den Kolonien ein Zollsystem aufdrängen müßte, das deren Absatz der mutterländischen Industrie ausliefert. Eine solche Politik würde nicht nur gewissen internationalen Abmachungen zuwiderlaufen und große Erbitterung in den Kolonien auslösen, sie verkennt vollkommen die wahre handelspolitische Bedeutung der in Frage stehenden Gebiete. Die deutschen Kolonien bieten heute einen nicht unbeträchtlichen Absatzmarkt für deutsche Produktion; sie beschäftigen dadurch Kapital und Arbeit in der Heimat. Wenngleich ihr Anteil an der deutschen Ausfuhr prozentual noch gering ist, so ist er doch in dauerndem Wachsen begriffen. Diese Aufnahmefähigkeit ist jedoch in gewissem Sinne heute noch eine künstliche. Sie wird zum großen Teil nicht durch die Kaufkraft der Kolonien oder ihrer Bewohner bedingt, sie ist das Ergebnis der Vorschüsse, die Reichsregierung, Kolonialregierung und

Unternehmer der Kolonie gewähren. Ein großer Teil der Einfuhrgüter der Kolonien sind Regierungsgüter, Güter, die der heimische Steuerzahler unmittelbar bezahlt. Von den 34 Millionen Mark Einfuhr, die Ostafrika aufnahm, waren 2 Millionen Regierungsgüter; von 35 Millionen Mark, die Südwestafrika im letzten Jahre einführte, waren fast 6 Millionen Mark Regierungsgüter.

Ein anderer Teil der Einfuhr stellt Anlagekapital dar, das in der Hoffnung auf künftige Rentabilität zur Erschließung des Landes eingeführt wird. So enthält die Einfuhrstatistik Ostafrikas für 1909 gegen 9 Millionen Mark Eisenbahnmaterialien. Die Einfuhr solcher Kapitalien bildet eine Schuld der Kolonie, die zwar die Einfuhrziffern anschwellen läßt, aber über das Gedeihen der Kolonie nichts besagt. In dieser Weise sind nicht nur die großen Kapitalanlagen aufzufassen, es fallen hierunter auch die Gerätschaften, deren der Farmer in Südwestafrika bedarf, der Reis, mit dem er die Eingeborenen füttert, der eingeführte Tabak, den er ihnen als Teil des Wochenlohns liefert. Diese Einfuhr erfolgt gewissermaßen à fond perdu, sie geht verloren, wenn sie nicht allmählich zur Entwicklung einer Ausfuhr führt.

Man kann durch stets wiederkehrende Staatsaufträge und durch eine Beschleunigung der öffentlichen Arbeiten die Fortsetzung und Ausdehnung dieser Einfuhr bewirken; sie erfolgt dann auf Kosten der Steuerzahler und gibt der heimischen Industrie in der gleichen Weise Beschäftigung, wie dies eine Neubewaffnung der Armee und Neubauten der Flotte in der Heimat tun. Einen regelmäßigen Absatz, der nicht durch Belastung der Steuerzahler beglichen wird, schafft erst der erfolgreiche Fleiß des Kolonisten, der weltmarktfähige Ausfuhrprodukte erzeugt, sich selbst einen Unternehmergewinn sichert und den Ein-

geborenen durch Auszahlung von Geldlöhnen die Mittel zum Konsum europäischer Waren gewährt. Die eigentliche Aufgabe der Kolonialpolitik ist nicht die Monopolisierung bestehender Märkte, sie beruht in der möglichst weiten Ausdehnung neuer aufnahmefähiger Märkte. Die Einfuhr an sich stellt dabei ursprünglich ein Mittel dar, das die Ausfuhr möglich macht. Erst wenn dieses Mittel erfolgreich gewesen ist, erst wenn sich die Kolonie mit Produzenten füllt, die kaufkräftig sind, weil ihre Waren verkäuflich sind, wird den mutterländischen Industrien ein sicherer, stets sich ausdehnender Absatz gewonnen werden.

Wenn unsere Kolonien heute dicht bevölkerte Gebiete darstellten, die dem Weltmarkt und dem Mutterlande große Mengen wirtschaftlicher Güter lieferten oder entnähmen, so wäre ihre weitere Entwicklung zwar sehr wichtig, aber immerhin nur in verhältnismäßig eng begrenztem Rahmen möglich. Gerade die Tatsache, daß sie wirtschaftliches Neuland sind, dessen kaum geritzter Boden reiche Ernten verheißt, bedingt ihre nationale und internationale Bedeutung.

X.

Man kann häufig dem folgenden Gedankengang begegnen: Deutschland, so führt man aus, habe eine stark wachsende Bevölkerung. Es habe keine Kolonien, die den Ueberschuß aufzunehmen vermöchten. Wenn die Frage der Auswanderung, die sich aus dieser Gegenüberstellung ergibt, heute nicht brennend sei, so liege das an der gewaltigen industriellen Entwicklung Deutschlands, die sämtliche Arbeitskräfte aufsauge und selbst Hilfskräfte aus dem Auslande anlocke. Allmählich müsse sich jedoch das Tempo dieses Aufschwungs ver-

langsamen, da es ja zum guten Teil auf der Ausbeutung neu erschlossener Märkte beruhe. Diese Gebiete seien einmal nicht unbegrenzt entwicklungsfähig, sie würden zudem von vielen Konkurrenten heiß umstritten. Ueberdies müßten viele von ihnen im Lauf der Entwicklung aus der Reihe der Einfuhrländer gewerblicher Produkte ausscheiden. Sie erstrebten die Begründung eigener Industrien, zu deren Schutz sie sich mit hohen Zollschranken umgäben: sie hörten nicht nur auf Industrieprodukte einzuführen, sie behielten auch ihre Rohstoffe zur Verarbeitung zurück und erschwerten so die Versorgung ihrer ehemaligen Lieferanten. Deutschland würde so allmählich wieder, wenn die Ausfuhr stocke, vor die alte Frage gestellt werden, ob es Menschen oder Waren exportieren wolle. Wolle es das Letztere, so werde ihm kein anderes Mittel übrig bleiben, als sich mit Waffengewalt einen Zugang zu den verschlossenen Märkten zu erkämpfen und die Einfuhr zu erzwingen. Seine ganze Vergangenheit, seine ganze heutige Organisation mache es wahrscheinlich, daß es gegebenenfalls vor einem solchen Schritte nicht zurückschrecken werde. Es sei stets das Land der nackten Staatsraison gewesen und nichts bürge dafür, daß die Sucht, sich durch Kriege zu bereichern, die den preußischen Staat groß gemacht habe, sich nicht allmählich der industriellen Klassen bemächtigen werde. Trotzdem sei es nicht wahrscheinlich, daß Deutschland den Weg in dieser Richtung beschreiten werde. Man könne zwar heute durch Drohungen eine fremde Regierung veranlassen, Kanonen in Ländern zu kaufen, aus denen sie sie nicht beziehen wolle, man könne aber im Zeitalter des modernen Boykotts selbst die Bewohner eines unterworfenen Landes nicht zwingen, ihre Schnupftücher dort zu kaufen, wo

es ihnen nicht paßt. Man könne sicher keinen Friedensvertrag abschließen, in dem der unterlegene Gegner sich verpflichtet, jedes Jahr bestimmten Firmen im Lande des Siegers eine Anzahl Nähmaschinen zu lohnenden Preisen abzukaufen. Das Mittel eines Handelskrieges sei daher kaum geeignet, die entstehenden Schwierigkeiten zu beheben. Wenngleich es in hohem Maße wahrscheinlich sei, daß der Gewinn den Einsatz nicht verlohne, so werde Deutschland gegebenenfalls vor Gewalt nicht zurückschrecken, es werde sie aber nicht gegen Chinesen und Venezolaner anwenden. Es werde sich vielmehr mit Waffengewalt in den Besitz dünn besiedelter Siedlungskolonien zu setzen suchen, sei es, daß es in Südamerika die Monroe-Doktrin durchbreche, sei es, daß es zukunftsreiche Außenbesitzungen des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland zu erobern suche, in die es die überschüssige Bevölkerung ableiten könne, um sie dem erobernden Vaterlande zu erhalten[14]). — Es lohnt sich nicht, eine Kritik dieser Gedankengänge zu geben. Ihre Bedeutung besteht nicht in der Richtigkeit ihrer Folgerungen, sondern in der Tatsache ihrer Verbreitung.

Angesichts solcher Auffassungen gewinnt jedoch die Neugestaltung unserer kolonialen Aufgaben eine internationale Bedeutung. Man kann vielleicht zugeben, daß eine Anzahl der heute vorhandenen Märkte sich in Zukunft der Aufnahme bestimmter Industrieprodukte mehr verschließen wird, als das heute der Fall ist, — obwohl die Entwicklung des letzten Jahres sicher kein erneutes Vordringen der Schutzzollidee beweist. Man kann auch einräumen, daß die Versorgung mit Rohstoffen dadurch erschwert wird, daß manche Länder die Rohstoffe, die sie heute ausführen, in Zukunft verarbeiten werden, sodaß die Zufuhren zum Weltmarkt verringert werden

könnten. Daraus könnte ein Krieg Aller gegen Alle nur folgen, wenn keine neuen Rohstoffproduzenten und keine neuen Märkte an die Stelle der alten treten würden.

Wenn die oben gesteckten Ziele der Neugestaltung unserer Kolonialpolitik erreichbar sind, wird gerade die afrikanische Entwicklung gewissen Gefahren entgegenwirken, die heute an manchen Punkten erkennbar sind. Sieht man von den altbesiedelten Teilen Nord- und Südafrikas ab, so erreicht die afrikanische Ausfuhr, und damit die Kaufkraft Afrikas heute nicht ganz den Betrag von 1200 Millionen Mark. Wenn es gelingt, die afrikanische Bevölkerung zu vermehren, so wird nicht nur im Lauf der Zeit die Produktion Afrikas gewaltig anschwellen und der Nachfrage nach neuen Rohstoffen genügen, es werden vielmehr auch die afrikanischen Produzenten in der Lage sein, ihr Einkommen in den Produkten europäischer Industrien anzulegen und einen sich stets ausdehnenden Absatzmarkt zu bilden, einen Markt, der um so aufnahmefähiger sein wird, je mehr sich die Lebenshaltung der eingeborenen Bevölkerung heben wird. Es wird das nicht eine Entwicklung sein, die von heute auf morgen zustande kommt, sie wird aber bei vernünftiger Gestaltung der Wirtschaftspolitik mit der möglichen Erschwerung der internationalen Produktions- und Absatzverhältnisse Schritt halten. Sie wird überdies nicht auf die deutschen Kolonien beschränkt bleiben, sondern ganz Afrika umfassen; stehen ja doch selbst Algier, Aegypten und Südafrika erst im Anfange der Erschließung. Dabei wird es sich um keine verhältnismäßig schnell vorübergehende Entfaltung landwirtschaftlicher Exportkulturen handeln, der bald eine durch dichte Bevölkerung, alte Kultur und nationales Erwachen

bedingte Industrialisierung folgen wird; es wird in Afrika im Gegensatz zu andern Ländern eine Entwicklung sein, die vielleicht länger dauern wird als die Kräfte der Expansion, die sie hervorzubringen suchen. Die Steigerung dieser kolonialen Produktion mit vernünftigen Mitteln ohne Uebereilung, ohne Zwang, aber auch ohne Zaghaftigkeit muß das Ziel unserer Politik sein. So wird uns Gelegenheit gegeben werden, auf einem Gebiete von zwei Millionen Quadratkilometern die Expansionskräfte zu entwickeln, die zweifellos in Deutschland vorhanden sind, ohne daß wir jemals zu der internationalen Seeräuberei greifen müßten, von deren Notwendigkeit für uns gerade unsere Feinde uns so gern überzeugen möchten. Wir haben es nicht nötig fremde Gebiete zu neiden, damit sich unser Volk in alle Weltrichtungen zerstreuen könne, wir können es vielmehr in der Heimat behalten und seine Macht, sein Ansehen, seinen Reichtum dort stärken, wo sie am meisten ins Gewicht fallen, im Zentrum Europas, und dabei doch mit seinen kulturellen Einflüssen fremde Erdteile umgestalten.

Die Vorteile, die eine derartige Verschiebung der kolonialen Aufgaben dem Reiche gebracht hat, kommen uns im Süden vielleicht nicht ganz in der gleichen Weise zugute, wie anderen, günstiger gelegenen Gebieten. Uns fehlt der Zugang zum Meere. Es fehlen große Bodenschätze; es fehlt ein kaufkräftiges Hinterland, es fehlt auch vielfach ein altes, mit überseeischen Traditionen verwachsenes Unternehmertum. Wir haben dafür eine Bevölkerung, die im Angesicht unserer großzügigen Bergwelt aufgewachsen, Verständnis für die Lockungen der mächtigen Natur besitzt, die koloniale Länder so ver-

heißungsvoll gestaltet hat und so schwer erobern läßt. Es ist eine Bevölkerung, die im eigenen Lande ein Bedürfnis nach Freiheit und Ungebundenheit empfindet, das sie, glücklicher als die geschäftigeren Bewohner der großen Industriezentren, nicht in engen Winkeln verkümmern lassen muß. Wir haben vielleicht nicht die gleiche Unrast nach Erfolg und Gewinn; wir haben dafür die Sehnsucht nach der endlosen Weite, ohne die noch kein überseeisches Reich erschlossen und gesichert wurde. Wir sehen diesen Drang, die eigenen Kräfte mit denen der Natur zu messen, wie die Freude am Wagen, vorbildlich verkörpert in unserem Regenten, der an der Schwelle des höchsten Lebensalters stehend, nicht gewillt ist, untätig in den Tälern zu verweilen, solange die Höhen noch erreichbar winken. Wir alle hier im Süden haben diesen Drang ins Freie, in die Höhe oder in die Ferne, den Zug zum Meere, den unser Ehrengast, Seine Königliche Hoheit Prinz Ludwig so oft beredt verkündet hat. Das Verständnis hierfür hat der Regent uns nicht gegeben. Wir verehren es in ihm und teilen es mit ihm; es ist ein anderes, was wir ihm verdanken.

Wir haben in Bayern mit vielen ökonomischen Schwierigkeiten zu rechnen. Wir haben wie anderswo erbitterte Kämpfe, aber diese Kämpfe spielen sich nur unter den Parteien ab. Fürst und Volk sind nicht genötigt, ihre Aufmerksamkeit und ihre Kräfte in gegenseitiger verbitternder Befehdung zu vergeuden. Das bayerische Fürstenhaus hat stets mannhaft und aufrecht seine Ueberzeugung bekannt. Dem bayerischen Volke haben selbst Gegner selten geschmeidige Unterwürfigkeit vorgeworfen. Man preist seine Geradheit und Offenheit, manchmal allerdings mit einer gewissen Beklemmung. Fürst und Volk haben sich in Bayern seit lange verstan-

den; aber nie ist der Friede, die völlige Uebereinstimmung zwischen beiden so sehr als unerschütterliche Grundlage des öffentlichen Lebens in Erscheinung getreten, wie in der Regierungszeit des Regenten. Was früher schon war, aber doch manchmal gefährdet schien, das ist nun durch unseren geliebten Regenten ein unverlierbares Besitztum des bayrischen Volkes und des bayrischen Königshauses geworden. Dieses gesicherte gegenseitige liebevolle Vertrauen ermöglicht es, alle Kräfte den gemeinsamen großen Aufgaben zu widmen. Es bildet für uns einen politischen Schatz, so reich, daß er viele äußere Nachteile aufwiegt. Wer innerhalb der blau-weißen Grenzpfähle lebt, ja auch wer außerhalb derselben das bayerische Leben mit einigem Verständnis betrachtet, dem sind diese Dinge allbekannt. Er bedarf keiner rauschenden äußeren Feste, um zu wissen, was er besitzt. Wohl aber muß ein so seltenes Fest, wie das des 90. Geburtstages, das Seiner Königlichen Hoheit in voller Rüstigkeit beschieden ist, den willkommenen Anlaß bieten, die stille Dankbarkeit, die wir alle im Herzen tragen, in brausenden Jubel zu verwandeln. Und so bitte ich Sie denn alle, mit mir begeistert in den Ruf einzustimmen: Seine Königliche Hoheit, Prinz Luitpold von Bayern, unser gnädigster Regent, er lebe hoch!

Anmerkungen.

1) In den einzelnen Jahrfünften betrug der Einfuhrüberschuß:

	bei Rohstoffen	bei Nahrungsmitteln, Genußmitteln und Vieh
1881—1893	1016,5	970,2 Mill. Mark
1894—1898	1173,8	1088,6 „ „
1899—1903	1534,2	1385,0 „ „
1904—1908	2490,2	1707,4 „ „

2) Nach den Aufstellungen des „Economist“ vom 4. II. 1911.

3) Die Ausfuhr unserer sämtlichen Kolonien betrug:

1903	25,6 Mill. M.
1904	24,7 „ „
1905	27,8 „ „
1906	31,2 „ „
1907	41,2 „ „
1908	46,4 „ „
1909	69,6 „ „

Setzt man die Ausfuhr der folgenden Kolonien nach Deutschland für das Jahr 1902 = 100, so betrug dieselbe

in den Jahren	1905	1907	1909
für Deutsch-Südwestafrika	74	437	1174
„ Deutsch-Ostafrika	376	383	530
Kamerun, Togo	236	303	323

Im letzten Berichtsjahr sind 54,1 % der Ausfuhr Ostafrikas, 83,6 % der Ausfuhr Kameruns, 61,5 % derjenigen Togos, 82,3 % der Ausfuhr von Südwestafrika nach Deutschland gegangen.

Der Anteil der Kolonien an der Versorgung des Mutterlandes ist bei den meisten Waren noch recht gering. Einer Gesamteinfuhr von Kautschuk im Werte von 134,7 Mill. M. stand eine koloniale Einfuhr in Deutschland von 12,7 Mill. M. gegenüber; bei Baumwolle ist das Verhältnis 532 Mill. M. und 800 000 M., bei Kaffee 187 Mill. M.

und 900 000 M., bei Mais 88 Mill. und 1,7 Mill. M., bei Häuten 310 Mill. und 2,4 Mill. M., bei Kakao 42 Mill. und 2,7 Mill. M.; bei Oelfrüchten etc. stehen einer Einfuhr von insgesamt 46,5 Mill. M. für Kopra und 69 Mill. M. für Palmkerne ca. 5,7 Mill. M. gegenüber; nur bei Elfenbein und Sissalhanf ist das Verhältnis stets wesentlich günstiger. Auf die Gesamteinfuhr von 5,9 Mill. M. Elfenbein kamen 0,9 Mill. M. aus den Kolonien; bei Sissalhanf ist das Verhältnis 3,1 Mill. M. und 2,3 Mill. M.

4) Nach der Zusammenstellung des Hamburger Kolonialinstituts, die dem Deutschen Kolonialkongreß vorgelegt wurde (Tabelle zwischen S. 800—801 des Berichts der Verhandlungen) kamen in Kamerun bei einer Ausfuhr von 12,2 Mill. M. 8,9 Mill. M., in Togo bei einer Ausfuhr von 4,9 Mill. M. 2,2 Mill. M. auf Sammeltätigkeit der Eingeborenen.

5) Diese Ziffern sind nach der Plantagenstatistik zusammengestellt, die in der Veröffentlichung des Reichskolonialamts „Die deutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee" S. 32 bis 35 enthalten ist. Dieser amtliche Jahresbericht erscheint jetzt wesentlich gekürzt im Verlag von E. S. Mittler und Sohn. Der Reichstag hat nicht länger das Bedürfnis gefühlt, die Entwicklung der Kolonien in umfangreichen Denkschriften amtlich zur Kenntnis zu nehmen. — Die obigen Zahlen stimmen nicht ganz mit den von Geheimrat Stuhlmann gemachten, in der vorigen Anmerkung erwähnten Zusammenstellungen. Diese rechnen für 1909 mit 417 landwirtschaftlichen Unternehmungen und einer bebauten Fläche von 6230 qkm. Sie beziehen sich indes nur auf 5 Kolonien. Ueberdies zählt das Kolonialamt landwirtschaftliche Betriebe auch dann gesondert auf, wenn mehrere einem Unternehmer gehören, wogegen die Hamburger Statistik nur die Unternehmer faßt.

6) So sind im Jahre 1908 31 115 Individuen aus Spanien in Algier eingewandert und nur 22 076 zurückgewandert (Statistique Générale de L'Algerie S. 98). Dagegen findet eine französische Arbeitereinwanderung kaum statt — nicht etwa weil Frankreich keine Auswanderung hat, von 1901—1909 sind allein in Kanada 12 468 Franzosen eingewandert — sondern weil der Franzose keine Lust hat, trotz verhältnismäßig hoher Löhne mit Kabylen und Andalusiern zu konkurrieren. Die algerischen Verhältnisse sind vorzüglich dargestellt in Peyerimhoff, Enquête sur les résultats de la Colonisation officielle de 1871—1895 S. 210. — Die Ziffer der französischen Einwanderung ist „The Immigration Situation" in Canada entnommen.

7) Nach Aussagen der Commission on Indigency (1907) war die Auslese der Mischlingsbevölkerung in Südafrika (coloured people)

in gewissen Berufen, z. B. als Stukkateure den Weißen in Johannesburg überlegen. In anderen Berufen war der Weiße tüchtiger, aber verhältnismäßig teuer. Der weiße Tapezierer in Pretoria verlangte für das Aufziehen der Tapetenrollen 1 sh. 6 d., der Mischling 9 d. In Kimberley waren 85 % der im Baugewerbe Beschäftigten Mischlinge. Der Taglohn schwankte zwischen 5—10 sh. Der Stundenlohn der Weißen betrug 2 sh. In Kapstadt zählten die folgenden Gewerkvereine weiße und farbige Mitglieder:

	Weiße	Mischlinge
Schreiner	250	40
Setzer	150	75
Maurer	120	3
Maler	50	unbekannt
Maschinenbauer	150	25
Schneider	100	30

Unter den nichtorganisierten Schneidern waren die Farbigen in der Majorität; unter den nichtorganisierten Malern (150) waren die Hälfte Mischlinge (S. 230, 398, 107, 108, 140). In einzelnen Gewerben ist der gleiche Minimallohn für Weiße und Mischlinge festgesetzt. So betrug der Minimallohn der Maurer in Kapstadt 14 sh. den Tag. Da die Arbeit des Mischlings nur etwa 10 sh. wert war, so führt der gleiche Minimallohn zur Bevorzugung der Weißen.

8) Recht charakteristisch hierfür ist der Aufsatz „Arbeiternot und Eingeborenenpflege in Süd-Westafrika" von Dr. Külz in Nr. 17 der Deutschen Kolonialzeitung vom 29. April 1911. Ich kann die Ausführungen von Dr. Külz um so leichter unterschreiben, soweit sie „die Erhaltung und Pflege der unterworfenen Eingeborenen" verlangen, als ich die gleichen Forderungen schon 1907/8 in meinen in der Frankfurter Zeitung erschienenen Berichten „zur Lage in Südwestafrika" erhoben und sie seitdem vielfach in Wort und Schrift vertreten habe. Was ich damals ausführte war nicht etwa eine tiefgründige Entdeckung, sondern einfach ein Ergebnis des gesunden Menschenverstandes. Wenn ich die Tatsachen richtig erkannt hatte, so lag das daran, daß ich im britischen Südafrika die Frage der Eingeborenenpolitik dort studierte, wo es Eingeborene gibt, — und nicht bloß im Gespräch mit Farmern, die gerne solche haben möchten. Meine damalige Forderung, daß Lokationen oder Reservate für die Zunahme der Eingeborenen nützlich seien, wurde damals als Kränkung des weißen Herrenbewußtseins betrachtet. Heute sucht die Regierung die Niederlassung von Eingeborenen durch Bildung von Reservaten systematisch zu begünstigen. Wir bemühen uns nicht nur, unseren schwarzen Schutzbefohlenen möglichst angemessene Lebensbedingungen zu verschaffen; wir haben in Britisch-Südafrika in den eingeborenen

Territorien ein ausgedehntes Werbesystem organisiert. Wenn dies System erfolgreich gewesen ist, so liegt das an den hohen Löhnen (60 Mark den Monat) und der guten Behandlung, die den eingewanderten Kaffer bisher in Südwestafrika erwarteten. Nach der bekannten Schwierigkeit in Wilhelmstal sind einige Führer der Kaffern, Enoch Mamba und Dr. Rubusana, eingeladen worden, Süd-West zu besuchen. Sie haben der Einladung entsprochen und einen sehr günstigen Eindruck mit nach Hause gebracht. (Comittee on Native Labour Regulation Bill S. 307 u. 312.) Nachdem wir also mit großen Kosten versucht haben, die ortsansässigen Eingeborenen auszurotten, bewerben wir uns jetzt in Konkurrenz mit Johannesburg um die zeitweilige Zuwanderung fremder Eingeborener. — Dabei waren, wie erwähnt, die Förderungskosten der Diamanten gering. Sie betrugen bei einzelnen Gesellschaften nur 2—3 M. das Karat, das von der Regie im Jahre 1910—11 zu 26,75 M. verkauft wurde.

9) Das ist, nach der Denkschrift des Reichskolonialamts, der Durchschnitt der amerikanischen Produktion in den Jahren 1889 bis 1909 einschließlich (S. 180). Der Durchschnittsertrag pro ha in Aegypten ist ungefähr der gleiche (S. 46), nämlich 202 kg; dagegen erreicht der Durchschnittsertrag in Indien nicht ganz 100 kg (S. 57).

Die Denkschrift des Reichskolonialamts nimmt an, daß zur Bestellung eines ha durchschnittlich 1½ Arbeiter nötig seien, zur Zeit der Pflücke sogar 4 Arbeiter (S. 125). Sieht man selbst von diesem Extrabedarf ab, so ergibt sich ein Normalbedarf von 3 — nicht wie ich oben annahm, 2 Millionen Arbeiter. Die Verfasser der Denkschrift betonen mit vollem Recht, man müsse sich vor falscher Generalisation hüten. Sie geben aber nirgends einen Anhaltspunkt, der zur Annahme berechtigte, das Erträgnis pro ha in deutschen Kolonien sei um ein Vielfaches günstiger als in andern Ländern; es liegt auch kein Grund vor, dem Neger der deutschen Kolonien eine allen Konkurrenten überlegene Arbeitsamkeit zuzuschreiben. Nun führt die gleiche Denkschrift an anderer Stelle (S. 130/131) aus „daß wir nur 650 000 Menschen in unseren Kolonien notwendig hätten, um den gegenwärtigen Bedarf an Baumwolle dort selbst zu produzieren“. Dieser Berechnung liegt wohl die S. 192 erwähnte Angabe zu Grunde, der amerikanische Neger beackere 6 acres. Es ist sicherlich übertriebene Bescheidenheit der Verfasser der Denkschrift, daß sie fremde Verallgemeinerungen, die sehr optimistisch erscheinen, unbesehen übernehmen, dagegen vorsichtig auf Verallgemeinerung ihrer eigenen Angaben verzichten.

10) Meine Ausführungen beziehen sich im wesentlichen auf unsere afrikanischen Kolonien. Es ist möglich, — wenn auch nicht wahrscheinlich, daß die Entwicklung in der Südsee sich anders gestaltet,

da die Eingeborenenfrage daselbst eine andere ist.

11) Der Ausdruck „Mischkolonie“ im Gegensatz zur „reinen Einwanderer-Kolonie“ und zur „reinen Eingeborenenkolonie“ ist zuerst von Supan: „Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien“ S. 307 angewandt worden. Ich habe ihn von Supan übernommen und gegenüber den üblichen Einteilungen der Arten der Kolonien im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik Bd. XXVIII auf die Bedeutung der Supanschen Gruppierung in einem „die Probleme der Mischkolonie“ bezeichneten Aufsatz hingewiesen. Diese neue Einteilung scheint inzwischen schon Gemeingut der Wissenschaft geworden zu sein, wie z. B. aus dem Vortrag von Prof. Dr. K. Rathgen: „Die Besiedlung der deutschen Kolonien“ hervorgeht.

12) In dem Berichte der Entschädigungskommission vom 13. Oktober 1906 (Drucksachen des Reichstags 1907 Nr. 276) erörtert Dr. Rohrbach ausführlich die Verschuldungsfrage in Südwestafrika. Er kommt dabei zum Schlusse, die Verhältnisse seien „solide“ gewesen. Er stellt nämlich den errechneten Buchwert des Viehbesitzes der Farmer ihren Schulden gegenüber und stellt dabei einen Ueberschuß der Aktiva fest. Er vergißt vollkommen, daß dieser Viehbesitz nicht realisierbar, die Schulden dagegen kurzfristige Kredite waren. Ohne regelmäßigen Absatz ist jede mit Zinszahlung verbundene Kreditgewährung gefährdet. Das gilt auch gegenüber der Forderung eines Hypothekeninstituts. Dabei vergißt man wieder, daß Hypothekenkredit, wie jeder andere wirtschaftliche Kredit gefahrlos ist, so lange der Schuldner regelmäßige Geldeingänge hat, daß aber Geldverpflichtungen, — wenn sie auch noch so klein sind, gefährlich werden, sobald ihnen kein Gelderlös gegenübersteht. Wer regelmäßigen Absatz für den Markt hat, kann Darlehen zu Geldzinsen aufnehmen; wer das nicht hat, wird durch Geldverpflichtungen immer gefährdet; die Zahlungsfähigkeit eines mit einer Hypothek belasteten Hauseigentümers hängt nicht ausschließlich von der Höhe der Hypothek oder der Höhe des Zinsfußes ab, sondern von der Höhe der Mietseingänge. — Im letzten Jahre hat die Regierung definitiv mit der Politik gebrochen, die durch billige Landpreise den Kapitalmangel unschädlich zu machen suchte. Sie verlangt heute von den Bewerbern um Land den Nachweis eines Eigenkapitals von Mk. 20 000—30 000. Diese Bedingung sieht vielleicht nicht sozialpolitisch aus, es geht aber nicht an, die Schaffung eines Großgrundbesitzstandes in Neuländern nach den Gesichtspunkten heimischer Sozialpolitik zu organisieren.

13) In der 34ten Vollversammlung des deutschen Landwirtschaftsrates erklärte Freiherr von Wangenheim: „Fördern wir also die Kolonien, aber verekeln wir den Landwirten nicht die Freude daran,

daß wir Maßregeln vorschlagen, durch die sie fürchten müßten, daß ihnen neben der ausländischen Konkurrenz noch eine durch die Kolonien erwächst". Er stellte einen Zusatzantrag, der einstimmig angenommen wurde, daß es die Hauptaufgabe der Kolonien ist „Deutschland mit denjenigen Erzeugnissen zu versorgen, die es mit Rücksicht auf seine klimatischen Verhältnisse selbst nicht erzeugen kann". (Deutsche Tageszeitung, 4. Beiblatt vom Dienstag den 14. Februar.) Damit ist natürlich der Verzicht auf jede ausgedehnte Siedlungspolitik bäuerlichen Charakters ausgesprochen, da der ausgewanderte deutsche Siedler nur die Produkte anbauen soll, deren Erzeugung er von Deutschland her nicht kennt.

14) Vgl. z. B. den Aufsatz „Anglo-German Rivalry" in „The Round Table" Heft I Nov. 1910 S. 24. Die Kreise, die dieser neuen vorzüglichen Zeitschrift nahe stehen, sind nicht deutschfeindlich; gerade deshalb sind diese Ausführungen besonders charakteristisch.



Druck von H. Laupp jr in Tübingen.